



WESTFÄLISCHE
WILHELMS-UNIVERSITÄT
MÜNSTER

KURZGESCHICHTENWETTBEWERB

WAS BEW EGT

DIE GESCHICHTEN
DER GEWINNER

wissen.leben
WWU Münster

WAS BEW EGT

INHALT

02 | Vorwort

03 | Die Gewinner

03 | Die Jury

04 | **Reset** von Sarah Chiyad

08 | **Außen – Deutschland – Nacht** von Dennis Kail

12 | **Unbewegte Beweger** von Jonas Lengeling

16 | Das Kulturbüro

16 | Impressum

Vorwort

„Was bewegt?“ Mit dieser Frage haben sich die Teilnehmer des Kurzgeschichtenwettbewerbs 2015/16 auseinandergesetzt. Gut 50 Einsendungen erreichten das Kulturbüro der WWU. Daraus eine Auswahl zu treffen, fiel der Jury nicht leicht. Deshalb gibt es dieses Mal drei Gewinner, die sich gleichberechtigt das Preisgeld von 1.500 Euro teilen.

Sarah Chiyad beschreibt einen Moment der Unaufmerksamkeit, in dem die wenigen Sekunden in einer „Anomalie der Zeit“ verstreichen. Scheinbar triviale Entscheidungen wie die Wahl des Weges oder das Tragen einer Pudelmütze haben folgeschwere Auswirkungen.

Während sich Sarah Chiyad auf den kleinen Moment konzentriert, beschreibt Dennis Kail das Leben im Örtchen Billerbeck. Obwohl Halloween vorbei ist, gehen dort Geister um, „treiben Mächte ihr Unwesen, die die Vergangenheit und ihre Opfer zum Leben erwecken“.

Jonas Lengeling verortet den blutigen Schrecken des Krieges in einer scheinbar längst vergangenen Zeit. Doch gelingt es ihm, im „Unbewegten Beweger“ Ausweg- und Hilflosigkeit in unsere Gegenwart zu transportieren.

Aber lesen Sie selbst, was die drei Gewinner bewegt.

Wir bedanken uns herzlich bei der Jury für ihre fachkundige Bewertung der Texte und bei allen Teilnehmern für die große Resonanz, die der Kurzgeschichtenwettbewerb gefunden hat. Über eine ebenso rege Resonanz würden wir uns bei den Lesern freuen. Schreiben Sie uns unter kultur@uni-muenster.de, wie Ihnen die Texte gefallen haben. Eine Auswahl Ihrer Einsendungen werden wir unter www.uni-muenster.de/kuk veröffentlichen.

Ihr Kulturbüro-Team

Die Gewinner

Sarah Chiyad, 24, studiert Germanistik im Master of Arts an der Uni Münster: „Die Macht weniger Minuten und Sekunden war der Ausgangspunkt für meine Geschichte ‚Reset‘. Was passiert, wenn ein Ereignis plötzlich alles verändert? Und was würde man denken, hätte man in diesem Moment die Zeit dazu?“

Dennis Kail, 25, WWU-Student der Germanistik, Anglistik/Amerikanistik: „Wegen meines russlanddeutschen Hintergrundes wurde ich früh mit kleinen und großen Unterschieden in Sprache und Kultur konfrontiert sowie mit dadurch zutage tretenden Reibungen und Potenzialen. Mich interessieren Gedanken und Bilder, die im Alltag unterdrückt oder weggeworfen werden. Ein ständig, oft unbewusst, und auch in dieser Kurzgeschichte wiederkehrendes Motiv sind Alltagsmythen.“

Jonas Lengeling, 27, ursprünglich aus Siegen, in den letzten Zügen des Geschichtsstudiums an der WWU: „Die Einflussfaktoren zur Entstehung meiner Geschichte sind die öffentlichen Themen des letzten Jahres, die vielen heimatvertriebenen und geflüchteten Menschen aus dem Bürgerkrieg in Syrien; daneben Arno-Schmidt-Lektüre und eine Hausarbeit über Paderborner Jesuiten im 17. Jahrhundert.“

Die Jury

Joachim Feldmann, Mitgründer und Redakteur der Literaturzeitschrift „Am Erker“

Dr. Ortwin Lämke, Wissenschaftlicher Leiter des Centrums für Rhetorik, Kommunikation und Theaterpraxis des Germanistischen Instituts der WWU, Leiter der Studiobühne der Universität

Nikos Saul, ehemaliger Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs

Elisabeth Schröder, frühere Preisträgerin des Kurzgeschichtenwettbewerbs

Simon Urban, Schriftsteller und ehemaliger WWU-Student, Träger verschiedener Literaturpreise



Reset

Ich falle nicht. Das ist unerwartet, ein bisschen gruselig. Irgendwie bin ich in der Luft stecken geblieben. Aber ich werfe noch einen Schatten, bin also noch ein fester Körper – so I got that going for me, which is nice.

Doch Körper schweben nicht einfach so. Die Luft um mich herum muss fest geworden sein. Zumindest sind Teilchen daran festgeklebt, sodass ich mich fühle, als schwebte ich in einer gewaltigen Kunstinstallation aus Metallfetzen und Glassplittern, zu träge, um auf den Boden zu fallen.

Das Highlight der Installation ist wohl mein Schneidezahn. Oder vielmehr das Bruchstück davon, das wie eine bizarre Sternschnuppe mit einem dünnen Schweif aus Blut aus meinem Mund schießt. Was uns der Künstler damit sagen will? Fuck.

Seelenruhig hocken ein paar Kaninchen, inoffizielle Maskottchen meiner Stadt, auf der Grasfläche des Kreisels. In der Bewegung eingefrorene Ludgeriplatz-Veteranen, die in der würdevollen Tätigkeit des Grasmümmelns verharren, ohne sich vom Lärm, der entstanden sein muss, beunruhigen zu lassen.

Jetzt ist die Welt frei von Lärm. Es geht kein Windzug und auch sonst spüre ich nichts. Soll es das wirklich schon gewesen sein? Ich meine, müsste ich nicht meine Oma sehen oder ein helles Licht? Oder mein kümmerliches kleines Leben in einem Zeitraffer,

eine Aneinanderreihung von Nichtigkeiten? Das Konzept habe ich eh nie so richtig verstanden. Selbst im Schnelldurchlauf müssten die ewigen Shoppingtrips für Dinge, die ich eigentlich nicht brauchte oder die ich nach langem Überlegen doch zurückgelegt habe, die am iPhone verdaddelten Seminare und Vorlesungen, all die kleinen Alltagslangweiligkeiten wie ein schlechter Witz aussehen. Gähnend langweilig, lieber nochmal die Mails checken.

Und sollte ich nicht Schmerzen empfinden? Also irgendwo auf der Skala zwischen Verdammnis und Fegefeuer? Nicht, dass ich mich darum reiße.

Do you know, what really grinds my gears? Nicht zu wissen, was gerade abgeht. Seriously. Was soll das?

Aus den Augenwinkeln sehe ich meine Armbanduhr. Selbst in dieser Situation kann ich mich nicht gegen den Reflex wehren, nach der Zeit zu schauen. Könnte ich gerade meine Lippen bewegen, würde ich wohl schief grinsen. Alle drei Zeiger sind auf Punkt zwölf stehen geblieben. Wenigstens mein Ableben scheint einen Sinn für Pünktlichkeit zu haben. Oder vielleicht Sinn für Humor. Ein Sprung zieht sich wie eine ruckelige Weggabelung über das Glas. Road not taken.

Vielleicht hätte ich auch die road less travelled by nehmen sollen. Das hätte mich wohl auch vor dem Zusammentreffen mit diesem

besonderen Autofahrer bewahrt. Sein Mund ist zu einem blöden O aufgerissen. Die linke Hand krallt er um das Lenkrad, während unter der rechten das fallende Smartphone hängt. Hätte dieses verdammte Gespräch nicht warten können? So wichtig bist du auch nicht. Wichser. Leider kann er mich nicht hören. Ich kann meine Gedanken kaum selber hören. Sie klingen in der absoluten Stille hohl, hallen gegen die Wände meines Schädels wider.

Das ist doch alles nicht fair. Eben noch – oder ist es eine Ewigkeit her? – wusste ich: Wenn ich den Unikram fertig hab, dann hab ich wieder ein Leben. Und jetzt? Was, wenn ich für immer hier hängen bleibe? Ist das vielleicht sogar meine persönliche Hölle? Die ultimative Strafe für die Todsünde der Trägheit?

Vielleicht, ganz vielleicht falle ich gleich einfach runter. Ein paar Prellungen, ein bisschen was verrenkt oder ein, zwei Brüche und nach ein paar Wochen ist alles wieder gut. Dann laufe ich halt ein paar Tage mit Krücken, so what? Die Pause tut mir auch mal gut. Und so schnell stirbt es sich doch nicht, oder? ODER?

Meine Haare sind wie stumm tanzende Hippies um meinen weit nach hinten geneigten Kopf stehen geblieben. Die rote Pudelmütze, die ich undankbares Wesen meinem Helm vorgezogen habe, hat die Verbindung mit meinem Kopf aufgekündigt. Nicht meine Aufgabe, not my fucking problem. Sie ist beim Abprallen an der Motorhaube stecken geblieben, hat dem Auto eine Clownsnase

aufgesetzt. Meine Beine sind noch mit dem Fahrrad verkantet. Man könnte mittlerweile auch von einem Klapprad sprechen.

Hätte ich gewusst, wie wenig Zeit mir noch bleibt, was hätte ich nicht alles machen können? Dinge erschaffen, die es wert sind, hinterlassen zu werden. Endlich diesen dämlichen Roman schreiben, ein neues Leben in die Welt setzen ... Bleibt etwas übrig, wenn ich endlich auf den Asphalt falle? Lohnt es sich, mich zu vermissen? Also länger um mich zu trauern als es dauert, einen Sarg in ein ausgehobenes Grab herunterzulassen und frische Erde darauf festzutreten?

Plötzlich bewegt sich eines der Kaninchen. Da! Seine Schnauze zuckt, kauende Bewegungen. Es starrt mich an, leere Augen. Es verurteilt mich.

Das Kaninchen ist das erste, das sich aus dieser Anomalie in der Zeit herauskämpft. Womöglich hat es eine besonders kämpferische Seele oder wird gerade irgendwo wiedergeboren (wenn es an sowas glaubt). Zumindest kann es nun beobachten, wie sich die Umgebung um die in dem Unfall stecken gebliebenen Personen langsam wieder in Bewegung setzt. Es ist, als hätte sich eine Thrombose im Strom der Zeit gebildet, ein kurzfristiger Stillstand (obwohl die Dauer eines Stillstands der Zeit offensichtlich nicht zu messen ist). Nach und nach werden nun die Arterien wieder freigeräumt. Zuerst brechen die kleineren Glas- und

Metallteilchen auf, schwerfällig, so als träten sie nach einem anstrengenden Aufenthalt die erschöpfte Reise zurück zum Mutter-schiff Auto an. Immer größere Teile rühren sich, sodass die kleinen Pioniere bald von einer gemächlichen Karawane begleitet werden. Langsam werden auch die schwereren, trägeren Körper mitgerissen. Zeitlupengeräusche bahnen sich mit zähem Ringen ihren Weg zurück in das Geschehen.

Auch die junge Frau entflieht ihrer Starre. Zuerst reist die Sternschnuppe zurück zum Gaumen, wird die wunderliche Ankunft wieder verschoben. Dann bewegt sich ihr ganzer Körper, als werde er von unsichtbaren Händen getragen. Mit ihr neigt sich auch das verbogene Fahrrad dem Auto zu. Es sieht aus, als würde ihr Kopf in einem schwungvollen Bogen von der Motorhaube angezogen. Als er darauf trifft, windet er sich passgenau in die rote Mütze, die sich fest an ihre alte Besitzerin klammert. Der linke Arm und das linke Bein passen sich der Rundung der Front an, wie auch das Fahrrad.

Ein verzerrter Knall. Da wandert das Smartphone zurück in die Hand des Fahrers, seine Lippen entspannen sich. Nach und nach rollt der schwerste Körper, das Auto, zurück. Und in dem Maße wie die Distanz zunimmt, werden verkrümmte Fahrradteile und Gliedmaßen geebnet. Die junge Frau sitzt nun mit schockstarrer Mimik gerade auf dem Fahrrad. Die Sorgenfalten glätten sich, sie wird in fließenden Bewegungen zurückgezogen, wie auch alle

anderen Beteiligten dieser Zeitanomalie. Das ganze geschäftige Treiben des Tages wird wieder in seine Ausgangsposition zurückgedrängt.

Am besten nehme ich den schnellen Weg über den Kreisel. Ich bin eh schon wieder viel zu spät dran. Wenn ich den ganzen Kram endlich erledigt habe, habe ich wieder sowas wie ein Leben. Gleich danach gehe ich mit den anderen feiern. Anstoßen!

Eine Minute vor zwölf, crap. Wo kommt denn jetzt der Riss her? Er sieht ein bisschen aus wie eine Weggabelung, two roads diverged in a yellow wood ... Ich habe das Gefühl, ich sollte mich an etwas unheimlich Wichtiges erinnern.

| Sarah Chiyad



Aussen – Deutschland – Nacht

Wenige Tage nach Halloween gehen Geister um in Billerbeck. In den Schatten des gotischen Doms, schummrig gehüllt in barockes Licht, treiben Mächte ihr Unwesen, die die Vergangenheit und ihre Opfer zum Leben erwecken.

Ich Sorge mich um meine Sicherheit und Sichtbarkeit aufgrund des schwarzen Mantels, in dem ich umherstreife. Als zittrige Siebzigerjahre-Steadycam gleite ich durchs Schattenreich des graubraungrünen Familienidylls deutscher Reihenhäuser, ein Gespenst in Camouflage.

Angst, der Treibstoff aller Existenzen, ich sehe ihn im Antlitz der Anwohner bevor sie in die versicherten Airbagschiffe aus Metall steigen. Im roten Schein der Rücklichter wenden sie sich mir für ein Kurzurteil zu. Darf man passieren, fragt man sich, bevor der Schatten dem Gesicht zu schwer wird, der Kopf nachgibt, wieder gen Boden sinkt. Wieder und wieder. Jeder Passant ein Grenzgang. Schwer tragen auch die hohlen Augen der Familien auf den Bürgersteigen. Ganze Regale schleppen sie in Tüten unter jedem Arm und schaffen es doch, Platz zu machen für jemanden wie mich. Die glattgrauen Tableaus des Überflusses im EdekaLidlAldiKauflandK+K sind endlich leer. Allah sei Dank! Und Gott auch, und Merkel auch, und Trump vor allen.

Analepseflashback. Ich erinnere mich zurück an Lebensmittel auf dem Küchenfußboden. Schnell verzehren, bevor sie verder-

ben, während die Wände unter den Tapeten schimmeln, aber das merkt ja keiner, weil PSCHSCH ... das magische Fenster läuft: Deutschland und Amerika vereint, direkt vor meinen Augen, ein Deutsch sprechender Tony Danza und von Bill Cosby lern ich, wie man moralisch einwandfrei handelt. Bin plötzlich auch zurück im Billerbeck vor ein paar Jahren, als wir mit der Schulklasse versuchen, ins Billerbeck vor ein paar mehr Jahren zurückzukommen, aber es klappt nicht so ganz. Tobias und Christine lecken lieber rum, statt denkmalgeschützte Judenbuden zu bewundern. Heißt so nicht auch das Gedicht von Annette? Die kam auch von hier. Dann wieder meine Eltern in Jogginganzügen der Achtziger, für die sie von fashionistischen Deutschen der Neunziger ausgelacht werden, für weiße Sportschuhe angespuckt, du dummes Arschloch, zuckt der Arbeitskollege und sperrt den blonden Russen für ein paar Stunden in den Bulli. Man lacht darüber, zehn Jahre später beim integrativen Feierabendbier. Auf dem magischen Fenster im Hintergrund wird mit Flugzeugen Kunst gemacht: PCHHHH ... und die Turmspitzen taumeln statisch.

Weder Russe noch Deutscher durfte man sein, also vielleicht Amerikaner. Mit Carl Winslow als Vater, Steve Urkel als Nachbar und Al Bundy, mein resignierter Loseronkel. Oder ist er mein Vater und Carl mein Onkel? Man kann so lang Amerikaner sein, wie man dem Land fernbleibt. Käm ich nach Hause, müsste man mir vermutlich klarmachen, ich sei ein putinlovin' alcoholic Nazi. Sodann bliebe nur noch die unerreichbare Ferne meiner Kin-

dergartentage, als ich mit Helmschnitt meiner Gardinenpony-Herzensecke in der fensterlos kahlen Ecke eröffne, ich wurde von einem anderen Planeten geschickt, den Auftrag der Aufträge auf Erden auszuführen. Zu ihrer eigenen Sicherheit muss ich ihr Spezifika vorenthalten, doch für den Fall der Eskalation nimmt sie besser einen grünen Plastikring an sich; Signal ihrer Solidarität mit meinem Volk und zugleich und obendrauf Versicherung meiner Zuneigung trotz Aliennatur. Das einzige posthume Versäumnis dieses historischen Moments ist das fehlende Foto vom Blick, den ihre Mutter der meinen noch Tage später aufdrückte. Dabei war ich doch die gute Sorte, die aus Begegnung der dritten Art, die nicht aus Brustkörben bricht und Sigourney Weaver attackiert.

Letzte Woche wurde einer jungen Frau aus Syrien der Kartoffelsack vom Kopp geschlagen und das Ungeborene aus dem Leib geprügelt. Kostüme hatten die Täter nicht, aber erkennen konnte man sie trotzdem schwer. Hier war's, da wo ich jetzt stehe. Ich lauf im Kreis, habe Angst da reinzugehen, die sehen halt doch alle anders aus. Bei dem, was die erlebt haben, weiß ich ja nicht, ob sie wie in Trance al lah PTSD über mich herfallen, weil ich falsch lächle.

Aber es sind auch Engel und Heilige da, das beruhigt. Ein blonder Engel, sie sieht aus wie meine Kindergärtnerin damals, kommt auf mich zugefahren und, siehe da, grinst. In solchen

Zeiten. Wie kann sie es wagen. Es folgt ein Auto, aus dem weitere Engel steigen, schwarz und braun, aber nur an der Krone, der Hautton ist Asche. Ein Heiliger auf einem Drahtesel. Man begrüßt und berät sich, während man die Leuchtwesten abstreift. Eine Chance: Doch ich gehe dran vorbei. Es hat sich trotzdem gelohnt, die frische Luft hat mir gut getan.

Im Entfernen flaniert hinter mir eine Kette Kinder durch John Carpenters Mise en Scène und, zwischen trockenen, leicht entflammaren Büschen, den schmalen Grat zum Flüchtlingszentrum der evangelischen Kirche hinauf. Hier lernt man Deutsch. Gut, dass sie's noch nicht können, jedenfalls nicht gut genug; verpisst euch, klirrt der Kleinste, verpisst euch in euer Kanackenheim, verpisst euch, wo ihr herkommt. Neugierige Blicke der Heimatvertriebenen, doch die Kinder sind schon fort.

Vielleicht sprech ich's erstmal in mein Handy ein, was ich sagen will. Ich probe es, lasse zuwiderlaufen, wie ich wirke, wie ich rüberkomme – verzweifelt gar? Oder selbstbeweihräuchernd? Warum klopf ich mir nicht gleich dabei mit rechts auf die linke Schulter. Finde ja diese Facebookprofile der Gymnasiasten mit Afrikababys fürchterlich. Aber sowas sagt man nicht. Im gesenkten Blick auf trübe Pixel kehrt sich das Objektiv nach innen und alsbald steh ich ganz neben mir. Facebookapp zu, Audiorekorder auf: Meine Stimme ist mir peinlich, also vermeide ich es, laut zu werden.

Ein BMW rauscht am nuschelnden Mir vorbei und kommt quiet-schend hinterm Wagen der Engel zum Stehen. Es ist nur ein Vorranggebender; der vergisst zu blinken, ein Zeichen zu geben. Ich kehre ein letztes Mal um, zum ersten Mal mit Ziel; ich will für euch lächeln, doch es geht nicht. Ein Engel spricht mich an und ich frage, wie ich helfen darf. Wir suchen noch Sprachpaten, wäre das was. Ich studiere was mit Sprachen, sage ich, Latein hatte ich nie, aber die Toten soll man ruhen lassen und ich kenn das neuste Deutsch.

Ich denke an mich. Ich denke an mich, erst dann denk ich an euch. Und wenn ich an euch denke, so denke ich auch an mich. Der deutsche Geist, das Nationale, das Wir gegen Euch und überhaupt Alle, ist nicht kleinzukriegen, ist Michael Meyers. Ich schwenke mich Euch zu und schon im nächsten Schnitt steht er wieder hinter mir. Der Wichser. Er hat kein Problem damit, jahrelang in der Anstalt auf eine Wand zu starren und den nächsten Auftritt abzuwarten. Der Schwesternmörder.

Aber ist er es auch? Ist es Mike? Oder ein Geist? Oder doch ein Zombie, der andere in seinen Moloch mitreinzieht, sie infiziert und geil macht auf Fleisch? Versteckt er sich gar in meinem schwarzen Überwurf? Wo kommt all der Hass her? Woraus sprießt die Angst? Und wo geh ich jetzt hin damit? Denn diese Sitzung ist vorbei, ich solle nächste Woche wiederkommen, vielleicht vorher anrufen, um zu klären, was vorzubereiten ist. Heilige Scheiße,

schaffe ich das, mit meiner lächerlichen Stimme? Erst mal wieder in den Zug, weg von den Pappfassaden, den grusligen Statisten, in denen er sich tarnen könnte. Über den rasenden Schienenbett-dolly zurück ins Lärmfestival der Herrschaftsinsel, wo die kleinen unheimlichen Gesten absterben gegen das Chaos an Reizen, den rostig scheppernden Puls der Zivilisation. Das dubiose Rascheln in den Köpfen bläst der Surfpoprock uferloser Cafés davon, den Gesang der Hitlerjugend hupt der Bus kaputt. Mein Kostüm geb ich an der Garderobe im Club ab, nur um wieder rauszugehen und rauchend, im Akkord mit den sich rankenden Schloten dieser Festung, entgegen der Uhrzeigersinnrundfahrt einer längst entnabelten Kamera zu tanzen, zum blutig betonierten Muschel-rauschen der Geisterkinder.

BLENDE:

| Dennis Kail



Unbewegte Beweger

Ich saß – noch gar nicht so lang her – auf dem Kutschbock, oben, die zerschissenen Stiefel (der links ohne Sohle, nur die zwei Lagen Schmutzwolle zwischen Fuß und Splittlern) ins Trittbrett gebohrt, schlug die Zügel, um Georg anzutreiben, hinten unten blieben die Räder knirschend im knietiefen Schlamm stecken, immer wieder und wieder und ganz hinten oben das ewige Dröhnen von Kämpfen, von Schüssen, von Bomben, von Jägern, Mars und seine Hunde, uns dicht auf den Fersen, ihren heißen Atem immer spürbar im Nacken; das Fauchen in meinem Rücken hatte ich immer im Ohr, auch wenn da nichts war, als ich mich hastig umsah, immer wieder, immer wieder. Georg schnaufte heftig, zehrend, voll beansprucht (so viele Kämpfende, so viele Tote; vielleicht kannten die den richtigen Heiligen nicht?), doch ich hoffte und hoffe noch, dass er Reserven hat, dass er noch ans Ziel führt, an irgendein Ziel, raus aus dem Schlamm.

Ich ließ die Zügel knallen, hinten schoben ächzend die Halbmänner, krallten ihre faltigen oder kleinen oder einst eleganten Hände alle gleich dreckbraungrau in die schartigen Bohlen; der Wagen ächzte und krachte und ruckelte kurz vor. Wie wir uns durch den Schlamm und die ausgezehrte Landschaft wälzten, vorbei an toten, rauchenden Gehöften, nur noch Gerippe und selbst die Bäume kahl und traurig, wie wir uns vorwärtskämpften, eilig und zäh, für das Auge von oben sicherlich träge und müde (leichtes Ziel), dachte ich an meine Schwester, irgendwo oben im Norden – selbes Ziel, anderer Weg: kaltes Verrecken auf dem Eis statt

nasses Verrecken im Schlamm und am Ende ersaufen wir doch beide, jeder im eigenen Sumpf, ihrer eisschollenumkränzt, meiner ein mit totem Geäst verwachsenes Erdloch. Jedem das seine eben. Georg ächzte, die Schiebenden ächzten, ich ächzte auch, aus Solidarität, kalten Schweiß auf der Stirn, den Marshauch im Nacken. Und irgendwo, weit entfernt (ich hatte ihn schon länger aus den Augen verloren), der andere Gott. Vielleicht.

Dann plötzlich, all unser Keuchen und Ächzen zerreißen: Pferdewiehern, Hufgetrappel, viel zu laut, viel zu nah. Es deckte uns notdürftig der kümmerliche Wald, noch. Dann Schreie ... wir verharrten alle, hatten es alle gehört, lauschten, selbst Georg, die Ohren aufgestellt, aufmerksam zuckend. Die Schreie: Jubel, Jauchzen, Freudenschreie. Unser Pech. Und meins besonders.

Denn nun kam der Moment, mein Moment, ich hatte ihn eingepflanzt und ihnen deswegen gesagt, ich müsse auf den Kutschbock. Für den Fall, dass ich später laufen müsse, schnell laufen. Sie gehorchten mir, aber vielleicht auch nur, weil ich der einzige, kräftige, junge Mann unter uns war (müsste eigentlich „kräftige, junge“ heißen, in diesen Zeiten; es gelten andere Regeln, als die, denen gemäß wir unsere Begriffe sonst zu wählen pflegen ...). Und sie gehorchten mir freilich, weil ich eine Waffe hatte. Alle hören auf den Mann mit der Waffe. Aber ich hatte mir geschworen es ernst zu meinen und dies war mein Moment, ich wusste es, ich spürte, dass ich zu zittern anfang, Schweiß rann in Strö-

men; will auch nicht verhehlen, dass sich Tränen reinmischten. Wortlos stieg ich ab (ausgerechnet mit dem linken Stiefel direkt in den tiefsten, triefigen Schlamm), tätschelte den braven Gaul zum Abschied, zog meinen Sohn kurz und steif an mich (zwölf Jahre oder dreizehn; zuletzt zu kurz gekommen; ab jetzt „ein Mann“, kein Halbmann mehr), schob ihn dann wieder zurück. Du bist alles, was von mir bleibt, dachte oder sagte ich, spielt keine Rolle mehr. Du weißt, was zu tun ist, sagte ich. Meine und seine Tränen; ich nahm die Muskete, den Ladestock, die Lunte und das verpackte Schwarzpulver aus all dem andern überflüssigen Gerümpel, von dem die andern sich bis jetzt nicht hatten trennen wollen und ging, ohne mich nochmal umzudrehen. Nicht umsehen, schluchze ich jeden Schritt vor mich hin, nicht umsehen, sonst wirst du hier erstarren. Und damit wäre niemandem geholfen. Denn allzu weltlich ruft mich unser einzig verbliebener Gott, ruft mich auf der anderen Seite des Waldes. Ich sehe Mars nun in die Augen; schlage mich ins Gehölz.

Mars kam über uns. Wie, wollt ihr vielleicht wissen? Ich hab ohnehin Zeit, die Zeit meines Lebens. Es gibt, soweit ich sehe, zwei Arten, es zu erzählen. Die erste geht ungefähr so: es gab zwei Götter. Irgendwann waren sie mal einer gewesen, ein Schöpfer im Himmel, Urgrund allen Seins, Salvator, unser Erlöser, aber das war schon so lange her, die Erinnerung ist schon fast verblasst. Jetzt waren es zwei Götter und die Menschen teilten sich auf. Was sage ich: die Menschen! Einige teilten sich auf und da-

mit teilten sie auch alle ein, die ihnen gehorchen mussten. Und dann begannen sie zu streiten, welcher der wahre Gott sei und welches die rechte Art sein müsse ihm zu gefallen. Und weil sie sich natürlich nicht einigen konnten (wie auch, wenn Götter im Spiel sind, die zynisch auf uns herabschauen), begannen wir eben uns zu bekriegen, was natürlich auch wieder meint, einige begannen sich zu bekriegen und alle, die ihnen gehorchen mussten, wurden mithineingezogen. So ist das nun mal.

Die zweite Art, es zu erzählen, geht ungefähr so: Die Schweden kamen (was dachtet ihr? Die Türken? Wusstet ihr nicht, dass das Böse aus dem Norden kommen wird?!). Die Schweden kamen und alles, was die Liga, der Bayer, der Kaiser, Wendland, alles, was der tolle Christian, der Hesse, der Winterkönig und wie sie alle heißen, alles, was die noch übrig gelassen hatten, nahm sich jetzt der Schwede vor. Der Schwede folgte dem Gott, den Luther erfunden hatte (oder schlicht: Er folgte Luther, den manche infolge der allgemeinen Verwirrung auch für einen Gott hielten, einen grimmigen freilich). Wer in dem Land, das der Schwede durchzog, ebenfalls Lutheraner war, war ihm dabei allerdings egal, zumindest, wenn seine Männer gerade Hunger hatten (er hatte auch, wie ich gehört habe, keine Vorbehalte gegen Geld aus Paris). Ich mache mir nichts vor: Wenn ich Hunger hätte (und was heißt hier wenn?) und eine Menge Musketen und Kanonen, ich nähme mir vielleicht auch einfach, was das Land so bietet. Sollen halt die andern verhungern, mehr Moral braucht's nicht zwingend, die

kann man schließlich nicht essen. Und so einfach ist auch unsere Geschichte: Der Schwede kam und wir mussten eben gehen, um zu leben. So schnell kann man diesen Krieg wohl erklären.

Und so schnell ist auch mein Krieg vorbei. Es sind Schweden, natürlich, die hinter uns sind, sechs Reiter, die offenbar die Spur im Schlamm verfolgen, wahrscheinlich aus reiner Langeweile. Ich sehe sie heranreiten, sehe sie aus der Deckung eines Gebüschs. Die Muskete ist geladen, Lunte brennt. Ich lege an, während die Reiter herankommen, warte, warte, und warte – drücke ab. Der Knall erschreckt die Pferde und ihre Reiter kurz, der vorderste kippt im Sattel nach hinten. Ich ducke mich weg, schlage Haken, höre einen Schuss, noch einen. Ich werfe mich zu Boden, reiße hastig das Pulverpäckchen auf, kippe die Hälfte am Lauf vorbei. Mein Puls rast, ich ramme die Kugel mit dem Stock ins Rohr, lege schon wieder an, doch ich sehe nichts. Aber ich höre sie, wütende Rufe, gezügeltes Wiehern. Nicht weit von mir peitscht eine Kugel einen Ast entzwei, ich sehe einen blauen Stoffetzen aufschimmern, drücke ab. Mein Lauf explodiert förmlich, aber ich höre auch einen Schrei. Zwei getroffen. Und gleich antworten sie mit zwei Schüssen. Der eine zerreißt mir das linke Bein, so fühlt es sich an, ich knicke weg, schlage mit dem Kopf in den Schlamm und alles verschwimmt. Der Schmerz pulsiert in mir und ich schmecke Blut, beiße dennoch weiter auf die Zunge, um nicht zu schreien. Etwas später komme ich wieder zu mir.

Ich liege. Aber nur liegen, das geht nicht, zumal die Schweden wütend durchs Unterholz krachen. Ich – muss – weiter. Was treibt mich noch an? Mein Blick geht nach oben; da muss etwas sein, *motus corporis seu animi*, irgendwas. Hoffnung? Auf was? Die Erlösung? Verdiane ich Erlösung? Ziehe mich an einem hüft-hohen Stein hoch, Beine spüre ich kaum noch, nur ein letztes Echo von Schmerz, kralle meine Finger in den Fels, meine Nägel splintern krachend; kommt nicht mehr drauf an. Gegen Zweifel mit Logik und dann bleibt: Der unbewegte Beweger. Ich lache laut. Tränen springen um mich zu Boden. Er bewegt, so viel ist mal klar. Ich sitze – wie man eben sitzt, wenn man seine Beine kaum noch spürt – mit dem Rücken auf dem Stein. Schau hoch in den Himmel, Dämmerung, erste Sterne flackern. Und da: könnte das nicht ER sein? Rotes Schimmern? Versuche, den Punkt mit meinem Blick zu fixieren, doch es gelingt nicht, er verschwimmt, dann beginnt er sich zu drehen. Die Erde – in Bewegung; sie dreht sich, sie dreht sich doch, die Zeit stürzt ein um mich herum, ich sehe die Marmorsäulen zerbrechen ... und, es dämmert mir und um mich her: Der Unbewegte: bin das nicht ich? Jetzt und hier und immerdar? Ich bin der Kern, das Epizentrum, ich liege im Auge des Sturms. Ich sitze – regungslos in Ewigkeit – und um mich ... bewegt sich die Welt.

| Jonas Lengeling

Das Kulturbüro

An der WWU ist kulturell eine ganze Menge los! Über 60 verschiedene Gruppen aus den Bereichen Musik, Theater, Bühne und Kunst sind aktiv und bereichern den Universitätsalltag mit Kreativität, Herzblut und neuen Perspektiven. Alleine musikalisch reicht die Spannbreite vom A-cappella-Chor über Blechbläser-Ensembles bis hin zu Kammer- und Sinfonieorchestern – insgesamt zählt die WWU neun Chöre sowie acht Ensembles und Orchester. Hinzu kommen eigene Bühnen, ein studentisches Kulturzentrum und vier Museen der WWU, die nicht nur dem öffentlichen Interesse dienen, sondern auch der Unterstützung von Forschung, Lehre und Weiterbildung.

Wer aktiv werden möchte: Eine Übersicht aller Gruppen finden Interessierte auf den Kulturseiten des Uni-Webauftritts sowie im Magazin UniKunstKultur. Welche Veranstaltungen aktuell laufen, steht im Online-Terminkalender und in der jeweiligen Ausgabe von UniKunstKultur.

Die Aufgabe des Kulturbüros ist es, Hochschulkultur zu fördern und sichtbar zu machen. Dies tun wir durch das Magazin UniKunstKultur, durch Öffentlichkeitsarbeit, einzelne Projekte und finanzielle Unterstützung.

Impressum

Herausgeber und Redaktion:

KULTURBÜRO
KUNST UND KULTUR DER WESTFÄLISCHEN WILHELMS-UNIVERSITÄT

Kulturbüro der Universität Münster

Leitung: Christine Thieleke

Raum 9, Schlossplatz 6, 48149 Münster

Tel.: +49 251 83-32861

Fax: +49 251 83-22334

E-Mail: kultur@uni-muenster.de

Website: www.uni-muenster.de/kuk

Gestaltung: Laura Hinz

Druck: Druckhaus Tecklenborg

Auflage: 5.500

Münster, 2016

Aus Gründen der Lesbarkeit wird in der Broschüre meist nur die maskuline Form verwendet. Selbstverständlich sind bei Substantiven beide Geschlechter gemeint.

